

MEDICINA NEI SECOLI  
ARTE E SCIENZA



GIORNALE DI STORIA DELLA MEDICINA  
*JOURNAL OF HISTORY OF MEDICINE*

Fondato da / *Founded by* Luigi Stroppiana

QUADRIMESTRALE / *FOUR-MONTHLY*

NUOVA SERIE / *NEW SERIES*

VOL. 24 - No 2

ANNO / *YEAR* 2012

Articoli/Articles

WENN KEIN ARZT ERREICHBAR IST – MEDIZINISCHE  
LITERATUR FÜR LAIEN IN DER SPÄTANTIKE

KLAUS-DIETRICH FISCHER

Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin der Universitätsmedizin  
der Johannes-Gutenberg Universität Mainz, D

SUMMARY

WHEN NO DOCTOR IS ON CALL  
MEDICAL WORKS FOR LAY PERSONS IN LATE ANTIQUITY

*The article offers a survey of the chief medical texts for lay persons in Latin, followed by a more detailed discussion of two examples, hare's brain for teething troubles and remedies for nosebleed.*

Alle Anstrengungen blieben letztlich vergebens: die gut ausgebauten römischen Grenzbefestigungen waren nicht mehr zu halten, und man mußte sich darauf beschränken, eine natürliche Grenze zu verteidigen; diese bildete damals wie heute der Rhein. Schon ab den zweihundertsechziger Jahren wurde die Lage am obergermanischen Limes mehr als brenzlig. Germanenstämme, darunter die Alemannen, überwand die Grenzanlagen und drangen auf ihren Raubzügen bis ins Kernland des Imperium Romanum vor, durch das südliche Frankreich hindurch beinahe bis zum Fuß der Pyrenäen, und erstaunlicherweise können sie sich anschließend immer wieder mit ihrer Beute ohne größere Probleme über den Rhein, der hier die Verteidigungslinie der Römer bildete, zurückziehen.

*Key words:* Late antiquity - Medical manuals for laymen

Dergestalt sind die Verhältnisse am Beginn jenes Zeitabschnittes, den wir heute als Spätantike bezeichnen und der vom Regierungsantritt des Kaisers Diokletian im Jahre 284 bis zum Ende des Römischen Reiches in der Westhälfte im Jahre 476 dauerte, also rund zweihundert Jahre. In der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts bestanden dann nur noch einige wenige rechtsrheinische Stützpunkte der Römer, so Lopodunum (heute Ladenburg etwas nördlich von Heidelberg), Castellum (Mainz-Kastel, rechtsrheinisch mit Mainz durch eine Brücke verbunden), und Divitia (Köln-Deutz, ebenfalls rechtsrheinisch). Mainz (Moguntiacum, im Mittelalter dann Maguntia und Magentia genannt, worauf die modernen Formen Mayence, Mainz und Magonza zurückgehen), vierhundert Jahre lang zentraler Militärstützpunkt der Germania superior, wurde samt der Rheingrenze kurz nach 400 (genauer: 406) überrannt; zur gleichen Zeit mußten die Römer Britannien aufgeben, und Germanenstämme wie die Vandalen z. B. befanden sich auf ihrer Wanderschaft, die sie durch die iberische Halbinsel über die Meerenge von Gibraltar nach Nordafrika bis Karthago, heute auf dem Staatsgebiet von Tunesien, führte. (In der Gegenrichtung drangen die Araber dreihundert Jahre später [711] bis nach Westfrankreich vor, ehe sie bei Tours und Poitiers [732] geschlagen und dadurch bald hinter die Pyrenäen zurückgeworfen wurden.)

Damit sei kurz den Hintergrund angedeutet, vor dem wir das Problem medizinischer Versorgung in der Spätantike sehen müssen. Auch wenn unsere Quellen keine Aussagen quantitativer oder qualitativer Art zulassen und wir nur punktuell hier und da, zu diesem oder jenem Zeitpunkt über genauere Nachrichten verfügen, ist klar, daß damals im römischen Reich die Zeiten für die Bevölkerung äußerst unsicher waren, der Bestand dieses Reiches und seine Sicherheit ständig bedroht, die Infrastruktur — Straßen, Wasserleitungen, öffentliche Gebäude — nicht im wünschenswerten Maße erhalten werden konnten. Zu den genannten Faktoren tritt noch die Verunsicherung auf religiösem Gebiet, gerade im 4. Jahrhundert, als die alte

Staatsreligion und die zahlreichen friedlich daneben existierenden Kulte wie der des Mithras durch das Christentum verdrängt wurden, eine Entwicklung, die weit mehr war als ein einfacher Wechsel, da das Verständnis dessen, was Religion darstellt, sich in beiden Fällen grundsätzlich unterschied.

Es ist klar, daß neben der Gesellschaft auch die Wirtschaft stark betroffen war, und daß die gehobenen Klassen (und das ist der Teil der Bevölkerung, für den wir überhaupt über Quellen verfügen) im Bereich der medizinischen Versorgung jetzt schlechter gestellt war als noch zweihundert Jahre zuvor, während der Lebenszeit Galens, oder ein weiteres Jahrhundert früher in Pompeii zur Zeit des Vesuvausbruchs im Jahre 79 n. Chr., als die Ärztedichte an diesem Ort mit der in einer unserer heutigen Städte vergleichbar war. Städte: das ist ein wichtiges Stichwort in diesem Zusammenhang, denn natürlich waren die Verhältnisse in den Städten, was die medizinische Versorgung anging, nicht nur ungleich besser, sondern wir müssen uns ebenso vor Augen halten, daß die Mehrheit der Bevölkerung nicht dort, sondern selbstverständlich wie in West- und Mitteleuropa vor 150 Jahren auf dem Lande lebte, wo bereits allein eine geringe Bevölkerungsdichte und schwierige Verkehrsverhältnisse die Versorgung erschwerten, sehen wir einmal ab von den wenigen gut ausgebauten Hauptverkehrsadern und den Flüssen. Diese Feststellung gilt übrigens genauso für das Mittelalter und die Frühe Neuzeit.

Die rund zwei Jahrhunderte der Spätantike (284-476) erscheinen heute aufgrund der uns überlieferten Quellen als Blütezeit des medizinischen Laienliteratur. Dieser Zweig des medizinischen Schrifttums will medizinische Laien, Nichtärzte, zur Selbstbehandlung anleiten. Diese wird erforderlich, wenn man entweder aus äußeren Gründen keinen Arzt konsultieren kann, oder andererseits keinen Arzt konsultieren möchte. Der Arzt beteiligt sich entweder deshalb nicht an der Behandlung, weil der Kranke sich seine Dienste nicht leisten kann (eine kostenlose Behandlung Bedürftiger war sicher die Ausnahme,

sonst hätte man *anargyros* ‚der kein Geld nimmt‘ nicht betonen müssen, wie im Falle der Ärzteheiligen Kosmas und Damian), oder weil selbst für viel Geld weit und breit kein Arzt aufzutreiben ist. Angesichts der hohen Preise, die für damals in Handarbeit vielfältigte Bücher auf teurem Material - Papyrus und Pergament - zu bezahlen waren, dürfen wir davon ausgehen, daß sich die Adressaten dieser Anweisungen zur Selbstbehandlung zwar in der Regel eine ärztliche Betreuung hätten leisten können, jedoch mit der Möglichkeit rechnen mußten, daß diese nicht zur Verfügung stehen würde. Das grenzt die Gruppe potentieller Benutzer sowohl gegen untere, finanziell schwache und des Lesens unkundige Schichten ab wie gegen die Oberschicht. Dort nämlich gehörten ein oder sogar mehrere Ärzte (und seien es auch Sklaven) zum Haushalt. Weitere Einblicke in die Umstände der Verwendung dieser Schriften liefern zwei Vorworte. Wir werden sie uns später genauer vornehmen.

Die uns erhaltenen Schriften zur Selbstbehandlung können wir unter mehreren Gesichtspunkten einteilen. Beginnen wir mit ihrer Sprache. Wir kennen eine einzige erhaltene griechische Schrift zum Thema, nach ihrem Adressaten, dem berühmten Redner Eunapios, als *Bücher an Eunapios* betitelt, meist jedoch kurz *Euporista* (mühe-los beschaffbare Mittel) genannt. Sie wird wohl nicht vor den letzten Jahren des 4. Jahrhunderts entstanden sein und verbindet zwei hervorragende Repräsentanten des kulturellen Lebens jener Zeit, den Rhetor Eunapios und den Arzt Oribasios, der als Leibarzt des späteren Kaisers Julians des Abtrünnigen (dieser regierte von 361 bis zu seinem Tod 363) auch persönlich im Brennpunkt des politischen Geschehens gestanden hatte. Auf Julians Betreiben stellte Oribasios eine umfangreiche medizinische Enzyklopädie aus den besten damals noch greifbaren Werken früherer Ärzte<sup>1</sup> zusammen, die Ἱατρικαὶ συναγωγαί (Medizinische Sammlungen). Die Εὐπόριστα sind im wesentlichen nichts anderes als ein Auszug daraus, der auf die Bedürfnisse des medizinischen Laien zugeschnitten wurde.

Alle übrigen hier zu erörternden Schriften sind dagegen in lateinischer Sprache abgefaßt, ja wir müssen den überraschenden Umstand betonen, daß beinahe die gesamte erhaltene lateinische medizinische Literatur, mit Ausnahme der zahlenmäßig bedeutenden Übersetzungen und Bearbeitungen griechischer Texte, als eine Literatur für Laien erscheint. Sie erlebte ihre Blütezeit im Zeitraum von etwa 300 bis 450 n. Chr. Nicht immer kennen wir die jeweiligen Verfasser mit ihrem richtigen Namen, doch sind sowohl Ärzte wie Theodorus Priscianus und Cassius Felix als auch Nichtärzte wie der ehemalige Staatsminister Kaiser Theodosius I., Marcellus, darunter. Wir werden uns im folgenden u. a. auch die Frage stellen müssen, ob und wie sich die Schriften der Ärzte von denen der Nichtärzte (z. B. Marcellus, Q. Serenus) unterscheiden.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die weniger zahlreich vertretenen Ärzte. Der gleichen Zeit wie die *Euporista* des Oribasios, also dem Ende des 4., wenn nicht gar dem Beginn des 5. Jahrhunderts, entstammen die *Euporista* des Theodorus Priscianus in drei Büchern. Ihr 1. Buch behandelt äußerlich am Körper wahrnehmbare Leiden, ihr 2. die ‚innere Medizin‘, und das abschließende dritte ganz kurz Frauenleiden. Eine weitere hierher gehörige Schrift dieses Autors mit dem Titel *Physica* ist bis auf wenige Bruchstücke verloren. Theodorus Priscianus hatte ein ähnliches, jedoch umfangreicheres Werk wie die uns erhaltenen *Euporista* zunächst griechisch veröffentlicht; wie er im Vorwort zur lateinischen Fassung schreibt, will er nun ohne jegliche Ambitionen — *non studium tenebo gloriae* („öffentliche Anerkennung ist nicht mein Ziel“), schreibt er — Heilmittel zusammenstellen, die er als *experta*, d. h. in der Praxis erprobt, und *rustica*, ‚volkstümlich‘ oder ‚von einfachen Leuten stammend‘ charakterisiert. Auf diese Bezeichnungen, die sinngemäß auch im Vorwort des etwa zur gleichen Zeit schreibenden Marcellus auftauchen, werden wir später zurückkommen.

Cassius Felix, der zweite hier zu erwähnende Arzt, verfaßte seine Rezeptsammlung (denn die die Kapitel einleitenden Bemerkungen

zu den Krankheitsbildern sind kurz gehalten) nach griechischen Schriften der logischen Schule — gemeint ist damit die hippokratisch-galenische Richtung — im Jahre 447, interessanterweise ebenfalls wie Theodorus Priscianus in der römischen Provinz Africa, was in etwa dem heutigen Tunesien entspricht. Die ersten 54 seiner insgesamt 82 Kapitel beschäftigen sich wieder mit den äußerlich sichtbaren Gebrechen vom Kopf bis zu den Füßen, darauf folgen die verschiedenen Arten der Fieber (also nach unserem heutigen Verständnis Infektionskrankheiten) sowie Bisse giftiger Tiere, und nach einigen anderen Beschwerden zum Abschluß (wie bei Theodorus Priscianus) in den Kapiteln 77 bis 82 noch etwas Gynäkologie.

Wenden wir uns jetzt der etwas umfangreicheren Gruppe lateinischer Werke zu, deren Verfasser keine Ärzte waren oder deren professioneller Status nicht näher zu bestimmen ist. Nach äußerem Umfang und Vielfalt der exzerpierten Quellen ist hier der ehemalige Staatsminister Kaiser Theodosius I. (dieser regierte von 379 bis 395) zu nennen, Marcellus, der sein Buch nach der 408 erfolgten Thronbesteigung Theodosius' II. schrieb. In der wissenschaftlichen Literatur wird er meist Marcellus von Bordeaux oder Marcellus Empiricus genannt; beide Bezeichnungen sind neuzeitlich, und die Verbindung mit Bordeaux muß heute als fraglich gelten, Marcellus gehört wohl trotzdem ins südliche Gallien.

Ehe wir auf seine Rezeptsammlung näher eingehen, bietet es sich an, zunächst die von ihm verarbeiteten Quellen kurz vorzustellen.

Der beim Vesuvausbruch des Jahres 79 n. Chr. umgekommene römische Schriftsteller Plinius (damals als Kommandant der Flotte im benachbarten Misenum im Katastropheneinsatz) hatte in rastloser Suche die gesamte ihm greifbare Literatur in lateinischer und griechischer Sprache über die belebte und unbelebte Natur durchmustert und daraus ein imponierendes Werk in 37 Bänden geschaffen, die *naturalis historia* („Erkundung der Natur“). In ihm war die Medizin zwar nicht als eigenes Fach behandelt worden, doch Plinius gab jeweils

einen ausführlichen Überblick über die medizinische Verwendung der von ihm aufgeführten Pflanzen, Tiere und Mineralien. Da die Anordnung aber fest stets diesen Grundstoffen folgte, war es recht mühsam und zeitraubend, verschiedene Heilmittel für ein bestimmtes Gebrechen, das man behandeln wollte, aufzufinden. Dieser Umstand dürfte den wesentlichen Anstoß dazu gegeben haben, das bei Plinius vorhandene medizinische Rezeptgut zu exzerpieren und unter dem Gesichtspunkt seiner Anwendung in der Therapie neu zu ordnen, diesmal freilich nach Krankheiten. Das tat, um oder womöglich noch vor dem Beginn des 4. Jahrhunderts, ein uns unbekannter Autor, der die sogenannte *Medicina Plinii* in drei Büchern schuf. Ihr Aufbau ist dem bei Cassius Felix beschriebenen ganz ähnlich: Buch 1 und 2 bringen Mittel für die äußeren Erkrankungen vom Kopf bis zu den Füßen, Buch 3 — ziemlich wirr und unter Aussparung der Gynäkologie — behandelt Fieber, Bisse und sonst zuvor noch nicht Erwähntes.

Plinius' *naturalis historia* dürfte gleichfalls den Ausgangspunkt gebildet haben für den *Liber medicinalis* eines uns sonst unbekanntem Q. Serenus, ein vermutlich ebenfalls im 4. Jahrhundert verfaßtes medizinisches Lehrgedicht in rund 1100 Hexametern. Andere zum Teil noch unerforschte Quellen sind darin stärker eingegangen als in die gerade genannte *Medicina Plinii*; ihr ähnelt es jedoch im Aufbau weitgehend. Übrigens handelt es sich bei dem *Liber medicinalis* um das einzige uns vollständig erhaltene antike Lehrgedicht aus dem Bereich der gesamten Medizin, denn der griechische Dichter Nikander beschäftigte sich nur, in recht komplizierter Sprache, mit Giften und giftigen Tieren. Wir wissen aber von zahlreichen anderen und kennen vor allem griechische (und mit Sicherheit ärztliche) Vertreter dieser Gattung. Galen, der daraus einige Passagen in durchaus wissenschaftlicher Absicht zitiert, spricht sich über die Vorteile dieser Art der Tradierung medizinischen Wissens aus: der Stoff läßt sich so leichter im Gedächtnis behalten, und die wichtigen,



aber in besonderer Weise der Entstellung ausgesetzten Maß- und Dosisangaben sind durch die metrische Form wirksam geschützt. Wir dürfen diese Gedichte, deren lebendige Tradition mindestens bis ins späte 18. Jahrhundert reicht, demnach nicht kurzweg als Spielerei abtun. Doch kehren wir in die Spätantike zurück.

Ebenfalls nachweisbar, aber insgesamt von geringerer Bedeutung sind die Übernahmen aus der *naturalis historia* in das sogenannte Herbarienkorpus. Diese Sammlung umfaßt einige wohl ursprünglich selbständige, nach den Arzneistoffen geordnete Traktate bzw. Drogenmonographien, nämlich: 1. *De herba uettonica* (‘Über die Betonie’); 2. das Kräuterbuch des Pseudo-Apuleius; 3. ‘Über den Dachs’; 4. Sextus Placidus über die medizinische Verwendung von Stoffen aus dem Tierreich, und 5. das Buch über die weiblichen Pflanzen, das im wesentlichen auf Dioskurides zurückgeht. Wir wissen immer noch nicht, wann genau dieses Herbarienkorpus angelegt wurde, doch hat es in der frühmittelalterlichen Heilkunde eine kaum zu überschätzende Rolle gespielt. Seine altenglische Übersetzung markiert den Beginn der volkssprachlichen medizinischen Literatur in Europa. Daß es dazu und zur *Medicina Plinii* und dem *Liber medicinalis* des Q. Serenus auf griechisch keine Entsprechung gibt, verdient festgehalten zu werden und wartet noch auf eine nähere Klärung. Das Kräuterbuch des Pseudo-Apuleius sammelt kurze Rezepte zu insgesamt 131 verschiedenen Pflanzen, die z. T. (interpoliert aus Dioskurides) nach Gestalt und Vorkommen beschrieben und stets abgebildet werden. Ein Register am Beginn des Werks erlaubte das rasche Auffinden von Heilmitteln für bestimmte Erkrankungen. Dieses praktische Bedürfnis gab übrigens auch Anlaß zu einer Umarbeitung des Stoffes, die erneut von den Krankheiten und nicht mehr von den einzelnen Pflanzen ausging.

Die Beigabe von Abbildungen bei den jeweiligen Pflanzen erscheint uns sehr sinnvoll und eigentlich selbstverständlich; das war sie allerdings keinesfalls. Dioskurides, ein Zeitgenosse des Älteren

Plinius, die antike und mittelalterliche Autorität auf dem Gebiet der Drogenkunde, verzichtete bewußt auf Abbildungen, deren Reproduktion schwierig und teuer ist und keineswegs garantiert, daß man die abgebildete Pflanze dann auch in der Natur wiedererkennt, ein Problem übrigens, das bei den Botanikern und Pharmakologen des 16. Jahrhunderts, als die Aufgabe der mechanischen Reproduktion durch den Holzschnitt einigermaßen gelöst war, immer noch an vorderster Stelle stand. Denn ganz gleich, ob wir ein Prachtexemplar mit künstlerisch hochstehenden Farbabbildungen vor uns haben wie den Codex der Iuliana Anicia aus den kaiserlichen Werkstätten in Konstantinopel/Byzanz oder krude, einfarbige Zeichnungen — die Identifikation der Pflanzen nach den Abbildungen gelingt in vielen Fällen nicht, in anderen, nehmen wir z. B. den Spargel oder die Alraune, ist sie banal, weil ohnehin eine Verwechslungsmöglichkeit nicht gegeben ist. Erst recht gilt das für die Tierbilder — entweder kannte man die betreffenden Tiere aus eigener Anschauung, oder die beste Abbildung eines Löwen oder Elephanten half nicht weiter, weil das Tier selbst im jeweiligen Gebiet nicht vorkam, ein Problem, das sich natürlich bei den Pflanzen genauso stellen mochte.

Die umfangreichste Rezeptsammlung — das letzte der hier vorzustellenden Werke — verdanken wir dem Marcellus. Er geht gleichfalls nach der uns schon vertrauten Einteilung vor: In 36 Kapiteln beschreibt er, beginnend beim Kopfschmerz und endend mit dem Fußweh bzw. der Fußgicht (*podagra*), passende Heilmittel, die er überall, wenigstens überall in der lateinischen Literatur, gesammelt haben will. Kein Wunder, daß seine Schrift dann mit über 2000 Rezepten die übrigen an Umfang weit übertrifft. Teilweise habe er die angegebenen Rezepte selbst mit Erfolg ausprobiert, teilweise nur übernommen, und zwar aus schriftlichen wie aus mündlichen Quellen. Die oben genannte *Medicina Plinii* ist weitgehend in seinem Werk aufgegangen, doch bringt Marcellus darüber hinaus weitere in der *naturalis historia* des Plinius angeführte Mittel, die er dort selbst

exzerpiert oder andernfalls aus einer oder mehreren uns unbekanntem Zwischenquellen geschöpft haben muß. Genauso sind die Rezepte (*Compositiones*) des römischen Arztes Scribonius Largus ziemlich vollständig bei Marcellus eingearbeitet; abgefaßt worden waren sie unter der Regierung des Kaisers Claudius kurz vor der Mitte des 1. nachchristlichen Jahrhunderts, Scribonius war also ebenfalls ein Zeitgenosse von Plinius dem Älteren und Dioskurides. Da im Werk des Marcellus die Passagen, die er Scribonius entnommen hat, jeweils am Anfang eines Abschnitts erscheinen, möchte man vermuten, Marcellus habe seine Exzerpte chronologisch angeordnet. Diese Frage bedarf aber, wie die der Exzerpierungstechnik bei Marcellus überhaupt, weiterer sorgfältiger Untersuchungen.

Dies wären also die Quellen unserer Kenntnis von Anweisungen zur Selbstmedikation in der Spätantike. Nun wollen wir uns dreien der damit zusammenhängenden Fragen widmen:

1. Was sagen uns die Vorworte dieser Schriften zu ihrem Gebrauch?
2. Diese Quellen werden in der Forschungsliteratur häufig mit den Etiketten Volksmedizin, Dreckapotheke, Aberglauben und Magie versehen; treffen diese Charakterisierungen zu?
3. Wie sehen die angegebenen Ratschläge für die Selbstbehandlung konkret aus?

Eingangs war das Problem der flächendeckenden medizinischen Versorgung wie auch der soziale Aspekt der Bezahlbarkeit ärztlicher Leistungen bereits kurz erwähnt worden. Diese Punkte spielen auch in den Vorworten eine Rolle. Beginnen wir mit Oribasios, der sich wie folgt an seinen Freund, den Rhetor Eunapios, wendet (Eup. praef. 1):

*Aus unserem Gespräch wurde mir klar, daß dir an einer gründlichen Kenntnis einfacher und leicht durchführbarer Behandlungsmaßnahmen für alle Krankheiten liegt, wo das möglich ist, damit du auf deinen Reisen und bei*

*Wenn kein Arzt erreichbar ist*

*einem Aufenthalt auf dem Lande und überhaupt überall dort, wo kein Arzt erreichbar ist, darauf zurückgreifen kannst. Dabei wolltest du auf einfache, aber wirksame Weise die plötzlich auftretenden Erkrankungen behandeln, und zwar besonders solche, die wegen ihres höchst akuten Verlaufs keinen Aufschub dulden, und zwar ohne daß du dabei ein ärztliches Instrument oder ein Gerät, zumal ein schwer beschaffbares, in Anspruch nehmen mußt.*

Auf Reisen und dort, wo kein Arzt erreichbar ist — Oribasios hat mit diesen Worten fast zeitlos die Situation gekennzeichnet, in der sich die Adressaten der gerade vorgestellten Werke befanden. Das wird uns klar, wenn wir z. B. einen Blick auf das Kapitel über Selbstbehandlung in dem Buch *The People's Pharmacy* des amerikanischen Arztes Joe Graedon werfen. Es ist überschrieben: *Traveling in Afghanistan, or What to Do When the Doctor Won't Come*. Graedon schreibt:

*This chapter is for anthropologists, adventurers, travelers, reporters, ... Arctic explorers, and hermits. In fact, it is for anyone who does not have access to medical treatment and needs some basic medications in order to take care of himself or herself. ...*

Der Verfasser der *Medicina Plinii* hatte vermutlich weder Afganistan noch die Arktis im Auge, aber er spricht ebenfalls von der Verwendung seiner Schrift auf Reisen und auf dem Lande, d. h. in reichlicher Entfernung von den medizinischen Möglichkeiten eines größeren städtischen Zentrums. Dazu kommt ein weiterer Punkt: der Autor beklagt sich mit deutlichen und harschen Worten über betrügerische und finanziell ruinöse Behandlungsmethoden der Ärzte, die er selbst und darüber hinaus seine Angehörigen auf Reisen kennengelernt hätten, und aus diesem Grunde will er nun mit seinem Werke Abhilfe schaffen: ... *damit ich*, schreibt er (praef. 2),

*eine Reise ab jetzt im Vertrauen darauf antreten kann, daß ich weiß, wenn ich krank werde, werden sie [das sind die Ärzte] an mir nichts verdienen und aus dieser Gelegenheit keinen Gewinn ziehen.*

Die Vorrede zum Kräuterbuch des Apuleius liest sich wie ein Echo darauf; sie richtet sich an ‚meine Mitbürger‘ und beklagt die Gewinnsucht der Ärzte, die sogar von ihren toten Patienten noch ein Honorar einfordern<sup>2</sup>.

Kritik an der Ärzteschaft und ihren inkompetenten Vertretern kommt aber nicht nur von Seiten der Patienten, sondern immer wieder gerade aus den Reihen der damaligen Ärzte selbst: Vindicianus, sein Schüler Theodorus Priscianus sowie Oribasios stoßen alle ins selbe Horn. Oribasios beklagt im schon zitierten Vorwort den Mangel an ‚echten Ärzten,‘ und da hätte Galen ihm sicher beigepflichtet. Leider sind derartige Äußerungen für eine Einschätzung der tatsächlichen Gegebenheiten kaum verwertbar, denn wir wissen nicht (und können mangels anderer Zeugnisse auch gar nicht wissen), inwieweit hier z. B. die Konventionen des literarischen Genres Vorwort eingewirkt haben oder schlicht Topoi vorliegen.

Oribasios ist der einzige, der es unternimmt, in seinem Vorwort ärztliche Tätigkeit und Laienbehandlung von einander abzugrenzen:

*Was beim Arztberuf entsprechendes theoretisches Verständnis und praktische Fertigkeiten verlangt, das ist das abgegrenzte Gebiet allein des Fachmannes, die einfachen Dinge sind aber auch für Menschen mit Interesse für die ärztliche Kunst erreichbar.*

Gegen Ende seines Werkes widmet er außerdem ein ganzes Kapitel der Frage, was man unbedingt dem Arzt mitteilen bzw. ihm überlassen müsse. Dort geht es darum, welche Anzeichen auf eine nur vom Arzt zu behandelnde Erkrankung hindeuten; diese seien schleunigst zu melden, damit die Behandlung ohne Verzug einsetzen könne.

Die oben genannten Beschwerden vermag wohl zu einem gewissen Grade auch jemand zu heilen, der von Medizin nichts versteht. Es ist aber notwendig, sich auch um die übrigen Leiden zu kümmern und die auftretenden Symptome dem Arzt mitzuteilen, ehe sich eine gefährliche, nur schwer oder überhaupt nicht heilbare Krankheit entwickelt.

Im Anschluß bringt Oribasios eine ganze Liste von Symptomen, die möglicherweise Krankheiten wie Schlaganfall, grauen Star, fiebrige Infektionskrankheiten usf. ankündigen, deren Ausbruch aber günstigenfalls durch geeignete ärztliche Maßnahmen verhindert werden könne.

Die Selbstbehandlung besteht beinahe ausschließlich in der Verabreichung und Applikation verschiedener einfacher und zusammengesetzter Arzneimittel. Ihre Bereitung sollte offenbar in der Hand der Benutzer dieser Handbücher liegen. Kompliziertere Zubereitungen würden, heißt es bei Oribasios, von den reichlich vorhandenen *tribakes* hergestellt. Obwohl der Zusammenhang dieses Wortes mit gr. *tribo* ‚reiben‘ absolut klar ist, wissen wir nicht, ob es sich dabei um eine sonst zufällig nicht überlieferte Bezeichnung für Pharmazeuten oder nur um ‚erfahrene Praktiker‘ handelt. Berühmte Antidote und Salben z. B. waren sicher bereits fertig bei den einschlägigen Händlern, den *seplasiarii* bzw. *unguentarii* oder *pigmentarii*, den *pharmacopolae*, zu erstehen. Marcellus schärft seinen Lesern ein, *absque medico* (in Abwesenheit eines Arztes) Rezepturen nur mit äußerster Gewissenhaftigkeit anzufertigen, zumal nähere Angaben zur Zubereitung oft fehlen, denn die Verfahren werden fast stets als bekannt vorausgesetzt. Marcellus und ebenso die *Medicina Plinii* bringen für diese praktischen Bedürfnisse der Benutzer solcher Rezeptsammlungen eine Übersicht über die Medizinalgewichte<sup>3</sup>, die *Medicina Plinii* darüber hinaus Anweisungen für die Herstellung und Bevorratung häufig benötigter Ingredienzien wie Meerwasser, Carbo medicinalis usw.

Gerade Marcellus und die *Medicina Plinii* werden oft als typische Vertreter der Volksmedizin, der Dreckapotheke, von Wunder- bzw. Zaubermitteln angeführt. Inwieweit das zu recht geschieht, ist aber keinesfalls klar. Denn abgesehen davon, daß die genannten Begriffe in der Sekundärliteratur z. T. auch an Stellen, wo das unzulässig ist, als weitgehend miteinander austauschbar behandelt werden, ist dar-

auf aufmerksam zu machen, daß unsere ersten spontanen Reaktionen, Ausrufe wie: „Igittigitt! Purer Aberglauben! Wie konnte man nur!“, unwissenschaftlich sind, und darüberhinaus gefährlich, weil sie uns den Blick auf die Dinge selbst trüben und nicht zur Aufgabe des Historikers passen.

Nehmen wir ein Beispiel. Eine anonyme Rezeptsammlung in einer der frühesten erhaltenen medizinischen Handschriften aus dem 6. Jahrhundert bringt ein Mittel für das Zahnen der Kinder (Nr. 187): *ad dentia infantum. cerebrum leporis gingibas fricas et non sentiet dentia*. „Für das Zahnen<sup>4</sup> der kleinen Kinder: Du reibst ihr Zahnfleisch mit Hasenhirn ein, und sie werden das Zahnen nicht spüren.“ Ein Mittel, das dem Aberglauben des einfachen Volkes im frühen 6. Jahrhundert entstammt? Dieser durchaus naheliegende Schluß erweist sich als Trugschluß, wenn wir unser Hasenhirn nach typisch philologischer Quellenforschung bei Sextus Placidus (3 α 16), bei Q. Serenus (1033f.), in der *Medicina Plinii* (1,14,1), ja beim alten Plinius selbst (28,259) wiedergefunden haben. Handelt es sich also um ein erstmals bei Plinius greifbares Mittel der älteren römischen Volks- und Hausmedizin, wie sie der alte Cato empfohlen hatte? Unmöglich wäre das nicht, aber — das ist jedenfalls nicht die ganze Wahrheit. Oribasios, dessen wissenschaftliches Ethos in Zweifel zu ziehen keine Veranlassung besteht, rät nämlich ebenfalls<sup>5</sup>: *Wenn zahnende Säuglinge Schmerzen haben, reibe mit Hundemilch oder Hasenhirn ein; es wirkt auch, wenn es gegessen wird.*

Oribasios' Quelle ist Galens umfangreiche Rezeptsammlung *Die Bereitung von Heilmitteln entsprechend dem Ort der Erkrankung*<sup>6</sup>; Galen stützt sich seinerseits auf Archigenes, der Anfang des 2. nachchristlichen Jahrhunderts, also einige Jahrzehnte vor Galen, die feinen Leute Roms behandelt hatte. Und Archigenes' Zeitgenosse Soran von Ephesos, vielleicht die antike Autorität auf dem Gebiet der Säuglingspflege, schrieb ebenfalls (gyn. 2,49,2): uch Hasenhirn wirkt [beim Zahnen], aufgrund der Antipathie (τῷ τῆς ἀντιπαθείας λόγῳ).

Galen, Archigenes und Soran sind Spitzenvertreter verschiedener medizinischer Richtungen oder, wie man im Altertum sagte, Schulen, die allerdings in dieser, für uns kuriosen Empfehlung übereinstimmen.

Ob und wie unsere heutige Pharmakologie die Wirkung des Hasenhirns erklären würde, weiß ich nicht. Es sei aber daran erinnert, daß aus menschlichen und tierischen Körpern gewonnene Stoffe (wie z. B. Hormone und das Insulin) auch in unserer schulmedizinischen Therapie zum Einsatz kommen, ja häufig für anders nicht erreichbare Heilwirkungen benötigt werden. Blut, Urin und Kot, um nur die auffälligsten und vielleicht abstoßendsten zu nennen, haben bei Dioskurides und bei Galen ihren festen Platz im Arzneimittelschatz, ihren festen Platz — ich betone es — in der *wissenschaftlichen* Medizin der Antike. Hiermit Volksmedizin, Aberglauben und Dreckapotheke („Dreck“ bedeutet hier nicht Schmutz, sondern Exkrement) in einem abwertenden Sinne zu assoziieren, ist historisch nicht zulässig.

An dieser Stelle muß ich kurz auf die antike Lehre von den Wirkungsweisen der Arzneistoffe eingehen. Galen unterscheidet zwei unterschiedliche Arten der Wirkung<sup>7</sup>. Zum einen wirkt ein Arzneistoff *κατὰ μίαν ἢ δύο ποιότητος* (*durch eine oder zwei mit einander verbunden vorliegende Eigenschaften*, d. h. sinnlich erfahrbare Qualitäten, nämlich feucht, trocken, heiß und kalt), in ihren Abstufungen und möglichen Verbindungen. Ziel einer Therapie mit solchen Arzneien ist die Wiederherstellung eines naturgemäßen und diesem einen individuellen Patienten angemessenen Gleichgewichtszustandes, genannt ‚Mischung‘ (*κρᾶσις*, *temperamentum*). Wir können uns das so vorstellen, daß wir etwa kaltes Wasser in die Badewanne laufen lassen, wenn das dort vorhandene Wasser nicht die richtige ‚Mischung‘ oder Temperatur hat, oder wie es bei Wilhelm Busch heißt: *Denn ein heißes Bügeleisen, auf den kalten Leib gebracht, hat es wieder gut gemacht.*



Die zweite Art der Wirkung, die Galen kennt, nennt er καθ' ὅλην τὴν οὐσίαν, d. h. mit ihrem ganzen Wesen oder ihrer ganzen Substanz<sup>8</sup>. Abführmittel (καθαρτικά, *purgantia*) oder auch nicht wenige Gegengifte (ἀλεξιφάρμακα) wirken nach Galens Ansicht nicht vermittels der in ihnen enthaltenen Qualitäten (ποιότητες), sondern als ein Gesamtkomplex<sup>9</sup>. Hierbei dürfen wir nicht übersehen, daß ein bestimmtes Mittel, z. B. Rinderkot, in dem einem Fall durch seine Qualität oder seine Qualitäten, in einem anderen jedoch mittels seiner gesamten Substanz wirken konnte.

Im Gegensatz zu der Wirkung vermittels der Qualitäten ist die mittels des gesamten Wesens (καθ' ὅλην τὴν οὐσίαν) der Analyse durch den Verstand nicht<sup>10</sup>. Hier sind Kräfte am Werk, die verborgen, okkult sind, die man nicht benennen oder, wie es antik heißt, aussprechen kann (ἄρρητοι, *inenarrabiles*)<sup>11</sup>. Da sie, anders als die Qualitäten, nicht theoretisch ableitbar sind, kann man diese Wirkungen nur wahrnehmen und beobachten bzw. durch einen Zufall oder vielleicht durch einen Traum auf sie aufmerksam werden. Solche in der Praxis erprobten Mittel, deren Wirkungsmechanismus unerklärt bleibt, werden oft auch als *experta* bzw. griechisch διὰ πείρας oder ἀπὸ πείρας bezeichnet, was aber genausogut eine ganz allgemeine Empfehlung bedeuten kann.

Den Hintergrund dieser Anschauungen stellt eine einheitliche Kosmologie dar, wie sie von den Stoikern und Neuplatonikern vertreten wurde; letztere sind für die Spätantike besonders wichtig. Wechselwirkungen, in der heutigen Medizin meist unter den Begriff des Reflektorischen subsumiert, waren bereits von den hippokratischen Ärzten beobachtet worden; man sprach davon, daß außer dem unmittelbar betroffenen Körperteil auch andere in Mitleidenschaft gezogen würden; griechisch heißt das (im Aorist) συμπάθειν, das dazugehörige Substantiv συμπάθεια. Für die Stoiker und die Neuplatoniker war der Kosmos ein Lebewesen (ζῷον), und es war nur konsequent, solche Wechselwirkungen nicht nur im

Mikrokosmos Mensch, sondern auch im Makrokosmos, in der Natur (in welchem Sinne auch immer) am Werk zu sehen. Denken wir an eine schwingende Saite, die andere, gleichgestimmte Gegenstände zum Mitschwingen und Tönen anregt: auch das fällt unter der Begriff der *συμπάθεια*, und es überrascht dann nicht mehr, daß man auf diesem Weltbild fußende Sympathiemittel als ‚natürliche‘, der Ordnung der Natur entsprechende (*φυσικά*) bezeichnete. Es ist schwer, diese *φυσικά* präzise gegenüber dem abzugrenzen, was auch im Altertum und in der Spätantike als Magie galt und natürlich in der Medizin ebenfalls angewandt wurde.

Der Gegensatz zu dieser Sympathie, dem Mit- oder Gleichklang, ist die Antipathie, die ewige Feindschaft, das durch die Ordnung der Natur bedingte gegenseitige Sichabstoßen. Genau wie die Sympathie wurde auch die Antipathie in der Therapie eingesetzt. Wie wir oben sahen, führte Soran auf sie die Wirkung des Hasenhirns beim zahnenden Säugling zurück. Daß man hierbei nicht von Volksmedizin, aber historisch korrekt auch nicht von Aberglauben sprechen kann, wird gewiß einleuchten. Unsere Quellen zur Selbstbehandlung medizinischer Laien vereinigen, wie ich im abschließenden Teil meiner Ausführungen zeigen möchte, eine Reihe verschiedener Elemente. Da ist zum einen die wissenschaftliche, auf philosophischen Prinzipien (Wissenschaftstheorie würde man heute sagen) aufbauende Medizin, die mit der Theorie der Qualitäten oder anderen, logisch begründeten und abgeleiteten Lehren arbeitet; daneben stehen die der Analyse nicht zugänglichen und deshalb verborgenen Wirkungen der *φυσικά*; und schließlich doch noch die Volksmedizin als Heilwissen und Heilerfahrung, das die Autoren von den *rustici et plebei* übernommen haben, Volksmedizin als Hausmedizin des ungebildeten Landbewohners, der wohl oder übel ohne einen Arzt auskommen muß.

Als konkretes Beispiel dafür, wie mit einem Leiden umgegangen wird, nehmen wir das Nasenbluten, meist eine banale, gerade bei

Kindern häufige und in der Regel unkomplizierte Erscheinung ohne Krankheitsqualität, weswegen wir im Normalfall auch keinen Arzt bemühen<sup>12</sup>. Der moderne Arzt vermag freilich nach einer Reihe auslösender Faktoren zu differenzieren, während die von uns herangezogenen Quellen bei Ätiologie, Symptomatologie und Behandlung keine Unterschiede machen, und das gilt überraschenderweise selbst für Oribasios. Lediglich Theodorus Priscianus und Cassius Felix, also zwei Ärzte, verfahren anders. Theodoros Priscianus unterscheidet zwischen Mitteln, die zunächst angewendet werden sollen, und anderen, die erst bei deren Versagen empfohlen werden, und genauso macht es Cassius Felix. Erst ganz zum Schluß nennt Theodorus Priscianus einige *φυσικά*<sup>13</sup>. Cassius Felix hingegen beginnt mit der Interpretation des Nasenblutens als prognostischem Zeichen, unterscheidet dann zwischen Nasenbluten aus der Tiefe und oberflächlichem, bringt Mittel für hartnäckige Fälle; als einziger erwähnt er auch chronisches Nasenbluten.

Sicher überrascht uns heute die große Anzahl von Behandlungsvorschlägen, die wir feststellen. Selbst wenn wir uns auf Oribasios, Theodorus Priscianus und Cassius Felix als Vertreter der Ärzte und Marcellus als den der Nichtärzte beschränken, wären mehr als fünfzig verschiedene Maßnahmen und Mittel zu erörtern. Das überschreitet die Grenze des Zumutbaren bei weitem. Ich belasse es deshalb bei einer summarischen Besprechung innerhalb einzelner Gruppen von Behandlungsmaßnahmen.

Die uns vielleicht geläufigste Maßnahme beim Nasenbluten ist die Abkühlung der Umgebung der Nase. Sie wurde im Altertum selbstverständlich ebenfalls angewandt. Zum Abkühlen diente kaltes Wasser, scharfer Essig, oder auch ein Gemisch von Essig und Wasser (*posca*) — nebenbei eine römische Erfindung, den Christen bestens vertraut aus der Passionsgeschichte, wo in einem Schwamm *posca* Jesus am Kreuz gereicht wird. Außer dem Gesicht, speziell der Stirn und dem oberen Nasenrücken, empfiehlt Cassius Felix Hände und

Füße sowie den Mundraum durch im Munde gehaltenes Wasser abzukühlen. In hartnäckigen Fällen seien die Patienten sogar in einen kalten, dunklen Raum zu bringen. Daran, die Gehörgangsöffnung mit kaltem Wasser oder scharfem Essig zu kühlen, wie es Oribasios bzw. Marcellus empfehlen, hat von uns wahrscheinlich noch niemand gedacht. Auf Stirn und Nase sollen nicht nur als stets genannte Mittel Gips (in angerührter Form — sein Trocknen entzieht Wärme) oder Töpferton aufgetragen werden, sondern auch Schnecken, die man samt ihren Häusern zerrieben hat, oder Würmer, zerrieben und vermischt mit pulverisiertem Weihrauch und Eiweiß. Das rät nicht allein Marcellus, wie man vermuten könnte, sondern ebenso Cassius Felix. Zur Anwendung kommen auch Räucherungen, und zwar mit Schierling (bei Oribasios) bzw. mit Essig (bei Marcellus).

In der Gruppe der *styptica* bzw. ἰσχυαίμα, also blutstillender Mittel, treffen wir verschiedene Pflanzensäfte, Substanzen in Pulverform, kühlendes Rosenöl und wiederum Essig. Die Pflanzensäfte sollen in die Nase eingeschnieft oder z. B. mit einer Vogelfeder eingebracht werden. Häufig versucht man auch, die Blutung durch Einlagen in die Nase zu stillen; hier kommt Pflanzenbrei zum Einsatz oder fast stets mit Wirkstoffen getränkte Einlagen aus Wolle, Leinentüchlein und Charpie. Daneben wird auch der Kot von Esel und Pferd, getrocknet oder frisch, von Theodorus Priscianus und Marcellus empfohlen.

Eine hervorragende Rolle als Styptikum spielte der Porreesaft; Oribasios verabreicht ihn neben anderen gleichartigen Mitteln auch innerlich. Mit Mitteln zum Einnehmen scheint er, sieht man von zwei Rezepten bei Marcellus ab, allein zu stehen.

Historisch von Belang sind Maßnahmen, die unter die Begriffe der Derivation und Revulsion fallen (παροχεύσεις und ἀντίσπασις; auf deutsch heißt beides Ableitung). Hier wird, übrigens nach Galen, blutiges Schröpfen in der Leber- bzw. Milzgegend (je nach dem Nasenloch, aus dem das Blut kömmt), von Theodorus Priscianus und Cassius Felix, von letzterem und Marcellus außerdem am

Hinterkopf (*reuulsio*, *παροχέτευσις*) empfohlen. Daneben stehen der Aderlaß bei Theodorus Priscianus und das Skarifizieren (blutiges Einritzen der Haut) bei Cassius Felix. Dieser möchte auch die distalen Enden der Extremitäten, Oribasios die Schenkel und Hände mit Binden umwickeln, um die Blutung zu stillen. Theodorus Priscianus bindet noch wirksamere Enden, nämlich den Penis und die Hoden bei Männern, die Schenkel bei Frauen, und rühmt die augenblickliche Wirkung dieses φυσικόν. Kein Wunder, daß in anderen spätantiken Quellen dann in Fortsetzung dieses Gedankens bei Frauen die Brustwarze entsprechend abgebunden wird.

Damit sind wir kaum merklich zu den φυσικά und Zaubermitteln gelangt. Dieser Übergang ist eben in der Praxis fließend. Die Rezepte selbst wandern durch einen kleinen Zusatz wie etwa den, daß die Haare von einem lebendigen Hasen, das Fleisch von einer lebendigen Schnecke stammen sollen, von dem einen ins andere Gebiet. Natürlich dominiert hier Marcellus mit einem Dutzend einschlägiger Anweisungen. Aber wir müssen betonen, daß die Ärzte nicht abseits standen — bei Theodorus Priscianus, der ja neben dem hier vorgestellten Werk eine unvollständig überlieferte Spezialschrift über φυσικά verfaßt hat, ist das am einfachsten nachzuweisen.

Wie gesagt, was dem einen oder dem anderen Gebiet zuzurechnen ist, läßt sich nur selten scharf und eindeutig bestimmen. Klar ist immerhin, daß die Grenzen nicht zwischen den ärztlichen und den nicht-ärztlichen Autoren verliefen. Marcellus verarbeitete in seinem Buch die Schriften ausgewiesener Ärzte, des Scribonius Largus z. B. und des Vindicianus. Viele Forscher, die hier nur aus inneren Kriterien zwischen ärztlichen und nichtärztlichen Rezepten unterscheiden müßten, würden eine ihnen die Augen öffnende Überraschung erleben. Bei den Ärzten gibt, wie wir oben beim Hasenhirn gesehen haben, die der Therapie zugrundeliegende medizinische Theorie anscheinend nicht den Ausschlag: ein und dasselbe Mittel erscheint annehmbar und empfehlenswert für Dogmatiker, Pneumatiker,

Methodiker und gewiß auch für Empiriker. Allerdings liegt gerade bei der medikamentösen Behandlung vieles noch im Dunkeln.

Für die Auswahl der Rezepte war offenbar auch das Publikum nicht entscheidend: Oribasios bringt den gleichen Text in seinem Buch für den medizinischen Laien Eunapios wie in dem für seinen ebenfalls ärztlich tätigen Sohn Eusthatios. Was wir freilich bei den nichtärztlichen Autoren bemerken, ist ein Mangel an Systematik, an Differenzierung zwischen einzelnen Mitteln aufgrund fester Kriterien, ferner eine Tendenz nicht nur zu Wundermitteln, sondern auch zu einer fast erdrückenden Anzahl von Rezepten, vor denen der Benutzer dann mehr oder weniger ratlos steht und die Qual der Wahl hat. Wir sehen das bei Marcellus, in der spätantiken Umarbeitung der *Medicina Plinii* zur *Physica Plinii* und in den zahlreichen Zusätzen zum Werk des Theodoros Priscianus oder auch zu den lateinischen Oribasiusübersetzungen.

Es ist das Unbehagen der schulmäßig ausgebildeten Ärzte gegenüber der Laienmedizin, welches der eigentliche Grund dafür sein dürfte, auch beim Studium medizinhistorischer Quellen Anleitungen zur Selbstmedikation sofort und pauschal als nicht dem Stand der Wissenschaft entsprechend zu verdächtigen und in der Volksmedizin nichts anderes als die gesunkene Wissenschaft von gestern zu erblicken. Was die Spätantike angeht, so haben wir gesehen, daß eine solche Wertung in unseren Quellen keine Stütze findet. Selbst dort, wo für unsere Begriffe ekelige Substanzen oder Sympathiemittel zum Einsatz kommen, lassen sie sich nicht aus der damaligen wissenschaftlichen Medizin ausgrenzen, denn die Verfasser der Schriften zur Selbstmedikation waren zum Teil wissenschaftlich gut ausgewiesene Ärzte, die für ein keineswegs ungebildetes Publikum schrieben, Ärzte freilich, die weder den Rückgang der Nachfrage nach ärztlichen Leistungen noch eine starke Zunahme der Zahl praktizierender Konkurrenten zu fürchten hatten.

BIBLIOGRAPHIE UND ANMERKUNGEN

1. Man muß betonen, daß das Corpus Hippocraticum dabei weitgehend fehlt, soweit die erhaltenen Teile — zwei Drittel sind verloren — diesen Schluß erlauben. Aber Gleiches bemerken wir in den späteren Sammelwerken des Aetios und Paulos von Aigina. Raeder stellt in Band 4 seiner Oribasiosausgabe, Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1933 (CMG VI 2,2), p. 331 die Hippokratesstellen zusammen: Präzisierungen sind in dem betreffenden, in Vorbereitung befindlichen Band der Testimonien zum Corpus Hippocraticum von Anargyros Anastassiou und Dieter Irmer zu erwarten.
2. . Der Text bei Howald-Sigerist p. 15 ist nicht in allen Punkten verständlich; zum Vorwort insgesamt vgl. ZURLI L., *L'epistola prefatoria dell'Herbarius dello ps. Apuleius*. In: SANTINI C., SCIVOLETTO N. (Hgg.), *Prefazioni, prologhi, proemi di opere tecnico-scientifiche latine*. Vol. 2, Roma 1992, pp. 443-452.
3. Ebenso Recept. Lauresh. 4,77.
4. Der Thesaurus linguae Latinae führt *dentia* bei *dens* als unregelmäßigen Plural auf; handelt es sich vielleicht um *dentia, ae* als Doublette zu *dentio /dentitio, onis? ad dentia uenerint* Hipp. *aph.* 3,25 Müller-Rohlfen. Mit SVENNUNG J., *Wortstudien zu den spätlateinischen Oribasiosrezensionen*. Uppsala 1933 (Uppsala Universitets Årsskrift 5), p. 71 wäre in *dentia* wohl ein Postverbale zu *dentio, ire* zu sehen, wie Svennungs Beispiel wie *carpia* 'Scharpie' zu *carpio, ere*.
5. Orib. *eup.* 4,63,1.
6. *Comp. med. per loc.* 5,21 = XII 874 Kühn.
7. Arzneimittelwirkung bei Galen: *De propriis placitis* 9, p. 181 Boudon/Pietrobelli.
8. Mittelalterlich *a tota specie*, z. B. Henri de Mondeville, nach MCVAUGH M., *The Rational Surgery of the Middle Ages*. Firenze, SISMELE, 2006 *Micrologus* Library 15, p. 66.
9. Gal. *de simplicium medicamentorum temperamentis ac facultatibus* 5,1 = XI 705 Kühn.
10. Galen selbst versucht allerdings — hierin ist Georg Harig (Die Bestimmung der Intensität im medizinischen System Galens, Berlin 1974) zuzustimmen — eine Erklärung im Rahmen seiner physiologischen Vorstellungen.
11. DAZU RÖHR J., *Der okkulte Kraftbegriff im Altertum*. Leipzig, 1923 (Philologus Supplementband 17 H. 1), v. a. pp. 96-133, und BLUM P. R., *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Band 7, Basel 1989, Sp. 1743-1748,

*Wenn kein Arzt erreichbar ist*

s.v. *Qualitas occulta*, sowie KRANZ M. und PROBST P., ebenda Band 10, Basel 1998, Sp. 751-756 s.v. *Sympathie I*.

12. Plin. *med.* 1,10,1-4; Ps.Apul. *herb.* 2,5; 75,6; 90,1; Q. Serenus 626-637; Marcell. *med.* 10; Theod. Prisc. 1,44; Cassius Felix 30; Orib. *eup.* 3,36,14-18.
13. Der entsprechende Teil seines nur den φυσικά gewidmeten Werkes ist nicht überliefert.

Correspondence should be addressed to:

Klaus-Dietrich Fischer, Institut für Geschichte der Medizin der Universitätsmedizin der Johannes-Gutenberg Universität Mainz, Am Pulverturm 13, 55131 Mainz, Deutschland, kdfisch@uni-mainz.de



